Die Zunge.

Verachte böse Zung' und wer sie brauchet,
Sie ist gemietet Messer, scharfes Schwert.
Von schmutz'ger Rede magst du dich entfernen:
Stumpf ist die Kling', wenn Reinheit sie entbehrt.
Verleumdung üb' und dulde nimmer,
Weil sie von Zank und Streite nur sich nährt.
Wenn dir der Freund vertrauet sein Geheimnis,
Sei ihm dein Herz als Grabgewölb' gewährt.
Auch dein Geheimnis halte wohl gefangen,
Der Lippen Thüre sei ihm stets verwehrt;
Denn löset dein Gefang'ner seine Fessel,
So hat er zum Gefang'nen — dich verkehrt.

M. Steinschneider.

Kommt Kinder, hört mir zu! Ps. 34,12.

Von Dr. B. Kuttner in Frankfurt a. M.

XXVI.

Ein Grundgebot der jüdischen Religion steht im 3. B. M. 19,18 und lautet: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Es ist über dieses Gebot ausführlich gesprochen worden im vorigen Jahre (S. 102 und 118), und ich bitte euch, das heute noch einmal durchzulesen, nachdem ihr ein Jahr älter und verständiger geworden seid.

Wenn wir dieses Gebot der Nächstenliebe erfüllen wollen, so müssen wir vor allen Dingen friedlich und versöhnlich sein. Wie kann man auch sagen: „Ich liebe meinen Mitmenschen," wenn man nicht einmal Frieden mit ihm hält, wenn man Streit und Zank mit ihm hat, oder in Feindschaft mit ihm lebt oder gar ihn haßt? Nein, vor allem sollen wir, soviel es an uns liegt, mit allen Leuten Frieden haben. „Suche den Frieden und strebe ihm nach!" heißt es Ps. 34,15. Friede ist das Höchste, was wir auf Erden erstreben sollen; um Frieden bitten wir Gott täglich im Gebete (Ausseh scholaum bimraumow!).

Wer friedlich ist, nimmt nicht gleich etwas übel, antwortet nicht gleich grob und beleidigend, sondern beherrscht sich selbst und seine Zunge; das erfordert die Religion, das erfordert der Anstand, das erfordert die Klugheit. „Sanfte Antwort beschwichtigt den Grimm, kränkendes Wort facht Zorn an"

(Spr. Sal. 15.1). „Wer Hader anfängt, ist wie einer, der den Damm aufreißt; laß ab vom Streit, bevor er losbricht (Spr, Sal. 17,14). Fängt aber einer mit uns Streit an oder beleidigt uns, so sollen wir klüger sein, und nachgeben d. h. gar nicht mehr antworten oder fortgehen. Denn durch Antworten wird der Streit doch nicht beendigt. Hat man uns aber beleidigt, so sollen wir die Beleidigung vergessen, nicht weiter daran denken und noch viel weniger bei Gelegenheit Rache üben. Das ist übrigens ausdrücklich verboten. „Du sollst dich nicht rächen und sollst keinen Zorn nachtragen" heißt es im 3. B. Mos. 19,18. Der Talmud fragt (Joma 23a): Wie ist das zu verstehen? und antwortet mit folgendem Beispiel:

Du kommst zu deinem Nachbar und bittest ihn, er möge dir seine Sichel leihen; er aber verweigert es. Des andern Tages jedoch kommt dieser zu dir und bittet dich, ihm deine Axt zu leihen. Wolltest du sie ihm verweigern und zu ihm sprechen: Ich leihe dir nichts, wie du mir nichts geliehen hast," so hättest du Rache geübt. Gesetzt aber den Fall, daß du zu deinem Nächsten kommst und ihn bittest, dir seine Axt zu leihen und er dir solches verweigert; du aber, wenn er des andern Tages zu dir käme und sogar dein Gewand von dir forderte, ihm dieses gäbest, aber zu ihm sprächest: „Nun siehst du wohl, daß ich nicht bin wie du, der du mir deine Axt nicht leihen wolltest" — so wäre auch dieses Sünde, weil du den Groll in deinem Herzen hattest.

Wer Zank und Streit nicht liebt, wer also nicht rachsüchtig, sondern verträglich ist, den nennt man friedlich und versöhnlich; der wird mit der Zeit geliebt und geehrt von allen Menschen. Wer aber bei den Menschen beliebt ist, der ist auch bei Gott beliebt, denn er erfüllt das höchste Gebot der Religion: das Gebot der Nächstenliebe. Und wer dem Nebenmenschen Liebe erweist, dem erweist Gott wieder Liebe, und wer seinem Nächsten verzeiht, dem verzeiht auch Gott. In Sir. 28,2 lesen wir: „Vergieb deinem Nächsten die Beleidigung, so werden, wenn du bittest, auch deine Sünden vergeben werden."

Bemüht euch also jederzeit, friedlich und versöhnlich zu sein!

In des Königs Rock.

Erzählung von J. Herzberg.

Verfasser der preisgekrönten Erzählung „David und Jonathan."

I. Kapitel.

Der Gestellungsbefehl.

Von dem Turme der Domkirche zu M. verkündeten die Glocken die Mittagsstunde. Die liebe Schuljugend, die Hoffnung der Familienväter der jüdischen Gemeinde zu M., hatte soeben das Schulzimmer verlassen, und der

Lehrer Albert Hochfeld sah den sich geräuschlos entfernenden Kindern an der Thürschwelle sinnend nach. Nachdem das letzte Kind sich entfernt hatte, schloß er die Thür des Schulzimmers und eilte aufatmend in das an das Unterrichtszimmer grenzende Wohngemach. Die Hälfte seiner Tagesarbeit war vollbracht, und nun konnte er der Ruhe pflegen nach dem anstrengenden Vormittagsunterrichte. Wahrlich! anstrengend war die Arbeit des Lehrers; denn diejenigen, welche die hoffnungsvolle Jugend darstellten, waren gerade nicht zu „den großen Geistern" zu zählen. Er hatte daher alle Kraft und alle Kunst zu entfalten, um den allerdings nur bescheidenen Ansprüchen seiner Gemeinde gerecht zu werden und die ihm anvertrauten Kinder aus dem Born des Wissens schöpfen zu lassen.

Zwei Jahre erst fristete Hochfeld in M., einem Städtchen von etwa viertausend Einwohnern mit zehn jüdischen Familien, sein Dasein, und er hatte es leider in der so gepriesenen Methode des „Eintrichterns" in diesem Zeitraum noch gar nicht weit gebracht. Und dies zu seinem Nachteile, da bekanntlich nach der Meinung vieler verblendeter Eltern stets nicht die Unfähigkeit der Kinder und der Mangel an Fleiß, sondern lediglich die schlechte Methode, das Ungeschick des Lehrers die Schuld tragen, wenn ein Kind nichts lernt, wie umgekehrt nicht dem Geschick und dem Eifer des Lehrers, sondern dem „guten Kopf" des Kindes die Fortschritte zu verdanken sind. Daß dem Lehrer Hochfeld das Wirken unter diesen Umständen nicht zu einer Quelle der Befriedigung und Freude werden konnte, bedarf wohl nicht der Erwähnung. Wohl mancher Seufzer entrang sich daher seiner beengten Brust. Aber nur die vier Wände seines Wohnzimmers vernahmen sie und diese waren stumm wie das Grab. Da draußen hätte er auch keinerlei Verständnis gefunden für seine Klagen, er mußte daher im eigenen Heim Trost suchen. Und hier fand er auch diesen Trost in seinen Büchern, die seine einzige Freude waren und die bitteren Gedanken so oft verscheuchten. Auch dich, lieber Leser, bitte ich, für einige Augenblicke im Geiste dieses trauliche Lehrerheim mit mir zu betreten, das zwar äußerst einfach, aber recht wohnlich eingerichtet war. Erstaunen erfaßt uns jedoch sofort, wenn wir hier Umschau halten, denn wir erblicken einen Gegenstand, den wir in einem Lehrerzimmer in M. anzutreffen nicht gewohnt sind: ein Sofa! Heil dir, Gemeinde M., daß du deinem Lehrer einen solchen Luxus gewährst, damit er auf dem weichen Polster seine müden Glieder ausstrecken kann, nachdem er eine reichliche Menge Schulstaub heruntergeschluckt! Nun glaube aber nicht, lieber Leser, daß dieses Möbelstück erst gestern oder vorgestern aus des Händlers Hand gekommen! Nein! Schon manches Jahr hatte sich auf seine schwellenden Polster gelegt und deutliche Spuren darauf zurück gelassen. Auch dieses Stück Möbel konnte wohl mit doppeltem Rechte von sich sagen: „Schier dreißig Jahre bist du alt." Das verraten uns vor allen Dingen jene zahlreichen Heuhälmchen, die naseweis

und neugierig aus den Lehnenecken hervorlugen, um sich in ganz energischer Weise dem ihnen angethanenen Zwang des jahrelangen „Gedrückt-“ und Verborgenseins zu entwinden. Das bekunden aufs überzeugendste jene Garnierungen an der Vorderseite des Sitzes, die eine große Ähnlichkeit mit Damastfetzen haben. Um die Harmonie nicht zu stören, waren auch die anderen Ausstattungsgegenstände des Zimmers von respektablem Alter, und schon ihre antike Form flößte jedem Beschauer Ehrfurcht ein. —

Das war das Heim, in welchem der Lehrer Albert Hochfeld sich eben der Ruhe hinzugeben gedachte, um neue Kräfte für die Arbeit des Nachmittags zu sammeln. Da vernahm sein Ohr ein energisches Pochen an die Thür. Auf sein „Herein!“ trat der Stadtdiener ins Zimmer und überreichte ihm schweigend und mit lächelnder Miene ein Blättchen und entfernte sich, die Thüre geräuschvoll hinter sich schließend. —

Ein flüchtiger Blick auf das unscheinbare Blättchen genügte, auf Hochfelds schon bedrücktes Herz eine Centnerlast zu wälzen.

O du hochbedeutsames Blättchen, das du in das Leben und Geschick des Mannes mit eiserner Faust eingreifest und oft entscheidend wirst für seine Zukunft; Blättchen, das du keinen Widerspruch duldest, kein Wiederstreben zuläßt; Blättchen, das du manches innige Band lösest, manche Hoffnung zerstörest! — Gestellungsbefehl! — Wo du in den Zeiten des Krieges erscheinest, da erweckst du Liebe und Begeisterung für das teure Vaterland. Mit dir zieht aber auch Kummer und Schmerz in die Häuser: Du reißest von der Eltern Herz den hoffnungsvollen Sohn, den Vater und Gatten aus der Familie trautem Kreise, Weib und Kind in trauriger Schutz- und Hilfslosigkeit zurücklassend! — —

Wohl war nicht der Kriegsruf an ihn ergangen, auch ließ er nicht Weib und Kind hilflos zurück. Doch sollte er seiner Militärpflicht genügen und für sechs Wochen seinem Berufe entzogen worden. Für ihn sollte jedoch jener Befehl noch eine ganz besondere Bedeutung erhalten, indem seine Lebensverhältnisse eine völlige Umgestaltung erfahren und Geheimnisse ihm offenbart werden sollten, die für ihn bis jetzt undurchdringlich waren. Der Schleier, der über seine erste Lebenszeit ausgebreitet lag, sollte gelüftet werden!

II. Kapitel.

Ein Lebensgang.

Nur wenig war dem Lehrer Albert Hochfeld aus seiner ersten Kindeszeit bekannt. Seinen Vater hatte er nie gekannt, seine Mutter war seit seinem zweiten Lebensjahre verschollen. Nie hat sich eine Spur von ihr wieder gefunden. Nicht Pracht, nicht Glanz umgaben seine Wiege, nein, in das bitterste Elend hatte ihn das Geschick gesetzt. Seine Mutter, so hatte man ihm gesagt, habe nach des Vaters Tode, durch einen Hausierhandel, von Ort zu Ort zu

Fuß wandernd, ihren Lebensunterhalt zu erschwingen gesucht. In liebender Besorgnis, das zarte Kind könnte durch die Mühseligkeiten ihrer Wanderung Schaden leiden, habe die Mutter es einem menschenfreundlichen Nachbar anvertraut, dem sie von Zeit zu Zeit Beträge als Entschädigung für des Kindes Pflege aus der Fremde schickte. Die Sendungen wurden aber seltener und hörten schließlich ganz auf. —

Die Mutter war und blieb verschollen. Seitdem lebte der kleine Albert im Nachbarhause, und die Pflegeeltern, selbst kinderlos, schlossen ihn ganz in ihr Herz ein, ließen ihn nie fühlen, daß er nicht ihr eigenes Kind sei. Das Einzige, das Alberts Eltern zurückgelassen hatten, und das er später stets als ein kostbares Erbstück hochschätzte, waren außer einem alten Gebetbuche, das schon seine Großeltern benutzt haben sollen, ein eigenartig geformter Ring, der aus fünf dünnen, gar kunstvoll verschlungenen Ringen zusammengesetzt war, die in zwei ineinander greifenden Händen endeten. Diese Hände umfaßen gleichzeitig einen sechseckigen Stern, in dessen Mitte ein prächtiger Edelstein prangte. Gebetbuch und Ringe soll die Mutter Hochfelds in zwei Exemplaren besessen haben. So berichtete ihm oft sein Pflegevater. Beide Gegenstände habe die Mutter beim Verlassen der Heimat ihm mit der Weisung übergeben, sie sorgfältig für ihr Kind aufzubewahren, sie könnten ihm später von großer Bedeutung sein. Beide Erbstücke hat auch Hochfeld bis heute in Ehren gehalten.

Aus dem hebräischen Gebetbuche lernte er die ersten hebräischen Laute. Mit seinem fünften Lebensjahre trat er in die jüdische Elementar- und Religionsschule seines Heimatsortes, die noch ganz nach dem Muster der alten „Cheder" eingerichtet war. Bei einem alten Melammed*), einem kleinen, hageren Männchen, lernte er zunächst das „Aleph-Bees" wobei es ohne Rückenpüffe nebst Haar- und Ohrzupfen nicht abging. Da der alte Onkel Chajim es durchaus nicht verstand, der Ausgelassenheit und dem Uebermut der Schuljugend mit den geeigneten Zuchtmitteln entgegenzutreten, war die Schule gar oft der Schauplatz der dümmsten Streiche. Wie unter solchen Umständen die Unterrichtserfolge beeinträchtigt werden, das werdet ihr, liebe Leser, wohl schon selbst erfahren haben. Albert kümmerte sich jedoch wenig um die Ungezogenheiten seiner Schulkameraden, sondern oblag dem Lernen mit Eifer darum war er schon nach einem Jahre im Stande, das Hebräische zu lesen und auch einiges zu übersetzen.

Für die Schule aber begann ein neuer Frühling zu blühen, als Doktor K., ein bewährter Lehrer, ihre Leitung übernahm. Es wurde unerbittlich mit dem alten Zopf gebrochen, und von nun an durchwehte die Schulräume ein anderer Geist. Alberts Fleiß und Eifer verschafften ihm die Liebe und die Zuneigung seiner Lehrer, und schon in seinem zehnten Lebensjahre war er Schüler der ersten Klasse. Doktor K. hatte es verstanden, in Albert eine

*) Lehrer.

Neigung für den Lehrerberuf zu wecken, und der Knabe hatte, als er aus der Schule entlassen werden sollte, sich mit Freuden für diesen Beruf entschieden. Nach einer Reihe von Jahren voll Mühe und Arbeit hatte er sein Ziel erreicht, und es war die schönste Stunde seines Lebens, als er vor seine geliebten Pflegeeltern und die von ihm verehrten Lehrer mit einem glänzenden Reifezeugnis treten konnte. Albert Hochfeld bekleidete seine erste Lehrerstelle in M. Hier lebte er ganz seinem Berufe. Nun war aber auch die Zeit herangekommen da er seiner Militärpflicht genügen und zeigen sollte, daß er fähig sei, des „Königs Rock" zu tragen. Er sah dies gewissermaßen als eine Auszeichnung an, die ihn mit hoher Befriedigung erfüllte.

III. Kapitel.

Im bunten Rock.

An einem schönen Herbstmorgen verließ Hochfeld die Stätte seiner Wirksamkeit, um mit der Eisenbahn nach der Garnisonstadt O. zu fahren. Unterwegs hatten sich nach und nach sechs andere Lehrer zu ihm gesellt, die gleichfalls „des Königs Rock" anziehen und in die Geheimnisse des Militärwesens eingeweiht werden sollten.

Der Uebergang aus den bürgerlichen in die militärischen Verhältnisse rief einen gar mächtigen Umschwung nach den verschiedendsten Richtungen hervor; dort: die mehr oder minder freie Selbstbestimmung, — hier: das unbedingte Unterordnen unter den Willen eines Einzigen; dort: die Sorge ums tägliche Brot und der damit verbundene Lebensernst, — hier: die völlige Sorglosigkeit, hervorgerufen durch das Bewußtsein, daß für die leibliche Existenz von anderer Seite Sorge getragen wird, wodurch bei strenger Pflichterfüllung eine heitere Stimmung sich Bahn bricht.

Diese heitere Stimmung hatte sich auch Hochfelds bemächtigt. Was kümmerte ihn jetzt die Schule mit ihrem täglichen Einerlei; was gingen ihn jetzt all die mannigfachen Obliegenheiten an, die ihm sein Beruf auferlegten? Statt der vielen Pflichten und Rücksichten sollte und durfte jetzt nur ein höherer Wille all sein Thun leiten und beeinflussen, ein Wille, dem er aber gern und freudig folgte, da er von seinem allergnädigsten Kaiser, seinem obersten Kriegsherrn, ausging, dem er ein pflichtgetreuer Soldat sein wollte, und dies um so mehr, als dem jüdischen Soldaten noch von vielen Seiten Mißtrauen entgegen gebracht wurde, und man gegen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung bei der Erfüllung seiner militärdienstlichen Obliegenheiten noch manche Zweifel laut werden ließ. Und gar zu oft mußte der jüdische Soldat unter anderen, die so tief verletzende Bemerkung hinnehmen, daß das Pulver sein Riechorgan beleidige, obwohl gar viele in zahlreichen Schlachten das Gegenteil hiervon bewiesen haben und ruhmgekrönt und mit Orden geschmückt aus blutigen Feldzügen heimgekehrt sind. —

Auf dem Bahnhofe in O. wurden die sieben Vaterlandsverteidiger von einem Unteroffizier in Empfang genommen und nach einigen Streifzügen durch die Stadt O., wobei der Führer ihnen die Sehenswürdigkeiten O's, besonders die Gastwirtschaften zeigen zu müssen glaubte, in die Kaserne geleitet.

Diese, mit zwei Bataillonen des vierten Infanterieregiments belegt, war ein altertümliches Gebäude, dessen altersgraue, hier und da mit Moos bewachsene Mauern die Ankommenden recht griesgrämlich anschauten, als ob sie sich ärgerten über den eigenartigen Zuwachs ihrer Besatzung. Es muß hier hervorgehoben werden, daß dieses Gebäude ehemals ein Mönchskloster war, das die Neuzeit in eine Kaserne umgewandelt hat.

Auf dem Kasernenhofe wurden die sieben Ersatzrekruten, wie die Schullehrer bezeichnet wurden, von einem Sergeanten empfangen, dem ihre militärliche Ausbildung übertragen war. Dieser, ein alter Haudegen, hatte schon vierzehn Dienstjahre hinter sich, und sein strenges Aussehen gab wenig Hoffnung auf ein freudenreiches Dasein während der kommenden sechs Wochen. Er führte seine Zöglinge, nachdem er deren Namen sich notiert hatte, nach der Kleiderkammer, woselbst die Einkleidung vor sich gehen sollte. Hier sollte die Umwandlung bewirkt, die letzten Anhängsel des Civilstandes abgestreift werden und eine in verschiedenen Farben schillernde Soldatenfigur zum Vorschein kommen. Wünschest du, lieber Leser, zu erfahren, wie eine solche Einkleidung vor sich geht? Nur derjenige, welcher selbst die nähere Bekanntschaft mit dem „zweierlei Tuch" gemacht, weiß die Bedeutung und Wichtigkeit dieses denkwürdigen Aktes zu ermessen. Begleiten wir daher unsern Freund Hochfeld auf die „Kammer" um seiner Einkleidung beizuwohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Deborah.*)

Von B. Jacobsohn.

Ihren Mund thut sie auf mit Weisheit,
Und milde Lehre ist auf ihrer Zunge.
(Sp. K. 31, V. 26.)

Der Gottesmann Mose war tot. In heißem, blutigem Kampfe hatte sein Jünger und Nachfolger Josua das ersehnte Land Kanaan erobert und es unter die einzelnen Stämme als Erbgut verteilt. Mit ermahnenden Worten an das Volk schied auch dieser mutige Führer vom Schauplatze seiner ruhmvollen Thätigkeit, das kaum zu einer Einheit gestaltete Stämmereich ohne Oberhaupt zurücklassend. Zerfahrenheit herrschte unter den Stämmen, so daß die räuberischen Einfälle der Nachbarvölker nur sehr schwer zurückgedrängt werden konnten.

Die wenigen hervorragenden Männer, denen wir in der Zeit der Richter

---

[1]) Aus: „Biblische Frauengestalten," von B. Jacobsohn. Verlag von Oskar Leiner in Leipzig. Preis eleg. gbd. 5,— Mark.

begegnen, vermochten nur auf verhältnismäßig kurze Dauer dem Volke segensreichen Frieden zu geben; eine Zeit der Bedrängnis war über Israel hereingebrochen. Woran es hauptsächlich fehlte, war eine zur wirksamen Leitung geeignete Persönlichkeit, die mit allen den hohen Tugenden ausgestattet gewesen wäre, welche für dieses hohe Amt in schwerer Zeit notwendig vorhanden sein mußten.

Eine solche Persönlichkeit voller Hoheit und Würde fand sich in der Gestalt eines geistig starken Weibes, das berufen war, die öffentlichen Angelegenheiten des Volkes in die Hand zu nehmen.

Deborah, das Weib eines sonst unbekannten Mannes Lapidot aus Kedes in Naphtali, lag dem Amte einer Richterin und Prophetin ob. Unter einer Palme zwischen Ramah und Beth-El sitzend, welche später nach ihr die Deborah-Palme genannt wurde, richtete sie das Volk. Dorthin zogen alle, welche eine Streitsache hatten, um ein weises und gerechtes Urteil aus ihrem Munde zu vernehmen. Ihr verständiger Sinn, ihre weisen und begeisterten Reden, von prophetischem Geiste durchhaucht, müssen das Volk hingerissen haben. Deborah, in dessen Brust die Großthaten der Vergangenheit lebten und deren Herz mit den beseligendsten Hoffnungen auf den göttlichen Schutz erfüllt war, verstand es, den immer mehr gesunkenen Mut im Volke aufs neue zu wecken und zur Abschüttelung des schmachvollen Joches zu entflammen. Und mit welchen Mitteln? — Sie sang begeisterte, hinreißende Lieder, deren Zaubergewalt das Volk bis ins Innerste traf und ergriff.

Von glühendem Eifer für die heilige Sache des Vaterlandes selbst erfüllt, vermochte sie auch auf die Gesamtheit der Stämme einen tiefen und nachhaltigen Eindruck zu machen, so daß ihr Ruf als Dichterin und Prophetin bald bis in die entferntesten Teile des Landes drang und so das Vertrauen zu ihrer weisen Führung immer mehr befestigte.

Als daher um diese Zeit die kanaanitischen Völker, an deren Spitze Jabin, König von Chazor, und dessen Feldherr Sisera standen, sich zur Unterdrückung, Plünderung und Vernichtung der israelitischen Stämme vereinigt hatten, waren alle Blicke auf Deborah, diese hehre Gestalt, gerichtet. Der echt weibliche Charakter Deborahs[1] — sie ist eben keine tollkühne Heldenjungfrau, die weiblichem Berufe entsagt —, ihr dichterischer und prophetischer Beruf, noch mehr ihre eigentliche Stellung als Friedensstifterin, abgesehen von der Unbekanntschaft mit dem Kriegshandwerk, ließen bei ihr den Gedanken an die persönliche Anführung eines Heeres wohl nicht aufkommen, so sehr ihr Herz für die Errettung ihres Volkes aus der drohenden Gefahr entflammt war.

Die Not war groß, die Stammeshäupter der Verzweiflung nahe, weil die gewaltige Übermacht der Feinde unüberwindlich schien. Da erhebt sich

[1]) Deborah heißt „die Biene", die Fleißige.

aus ihrer Friedensstätte Deborah, beruft einen tapferen Helden, Barak aus Kedes-Naphtali, zur Bildung und Führung eines Heeres, indem sie ihm dabei eröffnet, daß diese Sendung im Namen Gottes geschehe, dem Ruf also umgehend Folge geleistet werden müsse.

Die Botschaft, die sie an ihn richtet, lautet: „Der Ewige, der Gott Israels, gebietet Dir: Ziehe hinauf nach dem Berge Tabor und nimm Dir zehntausend Mann von den Söhnen Naphtali und Sebulon. An dem Fluß Kison werde ich Dir den Sisera, den Heerführer Jabins, und seine Wagen samt seiner Volksmenge zuführen und sie in Deine Hand geben!" Obschon hier dem Helden die Gewißheit des Sieges verheißen wird, erwidert er jedoch der Deborah: „Wenn du mit mir gehst, so gehe ich; wenn du dich aber weigerst, so gehe ich auch nicht."

Dieses kurze Zwiegespräch zeigt uns die Heldin in ihrer ganzen Größe. Sie hält zunächst diesen Krieg für einen Gotteskampf, für einen heiligen Krieg, weil er der Verteidigung des Vaterlandes galt, dem sich daher niemand entziehen dürfe. Darum trägt auch die Berufung des Barak den Charakter eines höhern Entschlusses, einer unmittelbaren Weisung Gottes. Das anfänglich unentschlossene Auftreten dieses erkorenen Kriegshelden erklärt aber nicht allein die bereits geschilderte Lage der Stämme, sondern legt zugleich das beredteste Zeugnis ab von der hohen Meinung, welche man von der Prophetin hatte.

Deborah wird als der Schutzgeist angesehen, unter dessen Obhut das so schwere Unternehmen gelingen müsse. In der That muß ihr Erscheinen auf der Kampfesstätte einen gar gewaltigen Eindruck gemacht haben. Die bis dahin wankelmütig gewesenen, unentschlossenen Stämme konnten nicht länger in ihrer Zurückhaltung verharren; sie rafften sich zu einer heldenmütigen Verteidigung des so hart bedrückten Vaterlandes auf und kämpften Löwen gleich.

Der Kampf auf dem Berge Tabor muß ein furchtbar zerstörender gewesen sein, denn der Feind ward gänzlich vernichtet. Sein Feldherr floh, die Kriegsgeräte als Siegesbeute zurücklassend. Die Prophezeihung der Deborah sollte sich an ihm in erschreckender Weise erfüllen. Ein kenitisches Weib, dessen Volksstamm von jeher mit Israel in Freundschaft lebte, Jaël, lud den todmüden, auf der Flucht begriffenen feindlichen Feldherrn in ihr Zelt ein, labte ihn und bereitete ihm ein Lager. In einen tiefen Schlaf war der von Angstschweiß triefende Krieger gefallen — da ergreift Jaël den Zeltennagel, versetzt dem Schlafenden einen gewaltigen Stoß in die Schläfe, so daß er alsbald im Todeskampfe scheidet. Durch die Hand dieses mutigen Weibes war der so gefürchtete Häuptling gefallen. Dem ihm nacheilenden Barak konnte Jaël triumphierend zurufen: „Komm, ich werde dir den Mann zeigen, den du suchst!"

Diese meuchelmörderische That der Kenitin, so verurteilenswert sie auch

an sich gewiß ist, muß hier, wie sehr sich auch unsere Begriffe von menschenwürdiger Behandlung und Schonung des Feindes dagegen sträuben mögen, dennoch als eine Rettung angesehen werden, zumal in einer kriegerischen Zeit, wo die Pflicht der Selbstverteidigung an jeden Einzelnen mit gebieterischer Gewalt herantritt. Andererseits wird die Abwendung einer Gefahr für die Gesamtheit geradezu als ein Gebot der Menschenliebe angesehen. In einer Lobrede auf die israelitischen Frauen bemerkte einst der geistreiche Adolph Crémieux zu dieser Stelle: „Betrachten wir hier die beiden Frauen neben zwei Männern, Deborah neben Barak, Jaël neben Sisera. Gott hat dem Weibe die Überlegenheit verliehen.“ —

Lag doch die weitere Gefahr nahe, es könnte dieser gefürchtete Häuptling eine neue Schaar sammeln und einen verzweifelten Angriff machen, dessen Ausgang nicht abzusehen gewesen wäre. Von diesen Gesichtspunkten aus wird es uns begreiflich und erklärlich, wie der Mut dieses Weibes selbst von einer Deborah verherrlicht und gepriesen werden konnte.

Der Kampf war zu Ende, das Volk hatte 40 Jahre Ruhe. Sieggekrönt zogen Deborah und Barak heim, jene zu ihrem Berufe als Friedensstifterin, dieser im gehobenen Bewußtsein ein heiliges Werk mit so großem Erfolge und zum Segen seines Volkes vollführt zu haben.

Die Kriegswaffen ruhten, aber die gefeierte Heldin Deborah ruhte nicht. In das Gedächtnis der Volksseele mußte dieser Freiheitskampf für alle Zeiten eingegraben werden. Sie stimmt dem Herrn ein Siegeslied an, denn Gottes war der Kampf, ihm gebühre Preis und Dank, nicht der Kriegsschar und nicht ihren Führern, denn sie seien nur die Werkzeuge gewesen, ihnen könne nur ein geringer Teil an den Errungenschaften dieses Sieges zufallen.

Ein gewaltiger Hymnus voll hohen dichterischen Schwunges ist das Deborah-Lied, das im Buche der Richter[1]) eine bleibende Stelle gefunden. Einige Verse desselben seien auch hier wiedergegeben:

„Höret, ihr Könige, merket auf, ihr Fürsten,
Dem Ewigen will ich singen,
Die Saiten rühren, dem Gotte Israels!“

„Mein Herz gehört den Führern Israels,
Denen, die sich willig hingeben dem Volke,
Preiset den Ewigen!“

„So mögen alle deine Feinde, o Herr, untergeh'n,
Deine Freunde aber mögen sein, wie der Aufgang
Der Sonne in ihrer Herrlichkeit!“

So sang ein israelitisches Weib, so sang Deborah, eine Mutter in Israel, wie sie sich selber zu nennen pflegte. Ja, mit mütterlicher Liebe umfing sie die Kinder ihres Volkes, für die sie gesonnen und gewirkt, und Liebe und Verehrung war der Lohn ihrer Thaten, die mit unverlöschlichen Zügen in dem heiligen Buche für alle Zeiten eingezeichnet stehen.

[1]) Siehe Richter, K. 5.

Die Rose und das Veilchen.

Von Dr. Friedrich Herbert Fraenkel.

Es blühte neben einer Rose
Ein Veilchen, tief im Grün versteckt,
Und stolz auf ihre Pracht die Rose
Das schlichte Veilchen höhnt und neckt.

Doch während noch die Rose spottet,
Da springt die Gartenthüre auf,
Und Reifen spielend, lenkt ein Knabe
Zur stolzen Rose seinen Lauf.

Die zeigt berechnend ihre Reize
Und richtet hoch empor ihr Haupt;
Da hat im selben Augenblicke
Der Knabe sie vom Stiel geraubt.

Nun pranget sie an seinem Busen
Und dünkt sich eine Königin,
Doch, ach zu kurz war ihre Freude:
Das schöne Glück war bald dahin!

Sie stürzt herab von ihrer Höhe,
Und achtlos tritt des Knaben Fuß
Die Stolze in dem Staube nieder,
Wo elend sie verkommen muß.

So gings der übermüt'gen Rose,
Das Veilchen blühte ruhig fort,
Und nie riß eine Hand es mordend
Von seinem trauten Heimatsort.

Die Käfer schwirrten zu ihm nieder,
Erzählten, wie's der Ros' erging;
Da ohne Groll und voller Mitleid
Das Veilchen an zu weinen fing.

Die Dechenhöhle.

In No. 12 des „Israel. Jugendfreundes" fand sich eine kleine allgemeine Schilderung der Tropfsteinhöhlen, in welcher auch die Dechenhöhle, bei Iserlohn im Reg.-Bez. Arnsberg erwähnt wurde.

Der Name derselben ist nicht wie dort angegeben war, von „Dechenberg" oder „Drachenberg" abzuleiten, sondern die Höhle ist nach dem Ober-Berghauptmann v. Dechen benannt worden, der sich um die Erforschung derselben sehr verdient gemacht hat. Damit die jugendlichen Leser einmal einen Begriff von der Größe dieses Naturwunders erhalten, mag hier eine ausführliche Schilderung der genannten Höhle, wie wir sie einem westfälischen Lesebuche entnehmen, folgen:

Dort, wo zwischen Iserlohn und Letmathe die Eisenbahn in einer Höhe von etwa 13 *m* an dem steilen Abhange eines Kalksteingebirges hinläuft, stießen im Juni des Jahres 1868 beim Baue der Eisenbahn einige mit Steinbrechen beschäftigte Arbeiter auf eine Höhlung in den Felsen. Die Arbeiter verfolgten dieselbe und entdeckten mancherlei merkwürdige Tropfsteingebilde, welche sie abbrachen und an Freunde von Naturseltenheiten verkauften, wobei sie aber die Entdeckung der Höhle sorgfältig zu verheimlichen suchten. Doch gerade der Verkauf der Tropfsteingebilde mußte notwendig die Aufmerksamkeit auf den Ort des Fundes lenken. Die Eisenbahn-Direktion machte sich durch Ankauf der Oberfläche des Berges zur unumschränkten Eigentümerin der Höhle, ließ, da der entdeckte Eingang unbequem war, einen andern in gleicher Ebene mit der Bahnstrecke in den Felsen einsprengen und überhaupt den Besuch für jeden bequem und leicht machen.

Die Höhle verzweigt sich in zwei Abteilungen, welche sich unter mancherlei stellenweise merkwürdig zerklüfteten und zerrissenen Windungen weit in den Berg hineinziehen. Ihre Breite ist nicht überall dieselbe. Bald ist sie so enge, daß kaum zwei oder drei Personen neben einander gehen können; bald dehnt sie sich zu geräumigen Hallen und Grotten aus, welche nach den verschiedenen Gebilden, die sie enthalten, verschiedene Namen tragen. Auch wechselt die Höhe der Decke an einzelnen Stellen. Indes während das Gewölbe nirgend über 6—8 *m* hoch ist, giebt es doch keine einzige Stelle, wo man nicht bequem aufrecht gehen könnte.

Man liest und hört manchmal in Höhlenbeschreibungen von Säulen, Orgeln und anderen Kunstgegenständen, welche durch die Tropfsteingebilde vorgestellt werden sollen. Der nicht wissenschaftlich gebildete Besucher denkt dabei natürlich an Formen, welche den genannten wirklichen, nach den Regeln der Kunst erbauten Gegenständen entsprechen, und findet sich gewöhnlich getäuscht. So ging es mir bei der tropfsteinhaltigen Klusensteiner und Sundwiger Höhle. Hier aber findet auch die anspruchsvollste Erwartung ihre volle Befriedigung.

Dieser Reichtum an Bildungen, verbunden mit der überraschendsten Abwechselung in Form und Anordnung, läßt das Auge nie ruhen. Bei jedem Schritte treten uns neue Gebilde entgegen, bei jedem Schritte nimmt ihre Fülle zu. Fast nirgend sieht man das nackte Gestein der Decke oder der Seitenwände hervortreten; überall hangen Zapfen, Nadeln u. s. w.; überall stehen Säulen, Kegel und Pyramiden, kleine und große, einzeln oder in Gruppen, teils weiß wie Porzellan, teils grau, teils rötlich. — Doch machen wir einen geordneten, wenn auch flüchtigen Gang durch die einzelnen Teile der Höhle!

Nachdem wir uns mit einer Einlaßkarte und einem Beleuchtungsscheine versehen haben, welcher uns eine Illumination vermittelst zahlreicher Gasflammen zur Verfügung stellt, treten wir, geführt von einem Eisenbahnbeamten, durch die starke eichene Eingangsthür zunächst in einen ziemlich engen Gang, der sich jedoch bald zu einem bedeutenden Raume erweitert. Dieser Raum ist die sogenannte Kirchen- oder Kanzelhalle. Sie hat ihren Namen von einem Gebilde gleich einer von der Decke herabhängenden Kanzel. Unter den Tropfsteinformen bemerken wir besonders zwei massive graue Kegel, welche am Ende dieses Raumes stehen und gleich einem Doppelposten den Zugang zu der Königshalle bewachen. Diese ist ebenfalls ziemlich geräumig. Neben einem Doppelposten vorbei gelangen wir in die Vorhanghalle. Ohne die zahlreichen Zapfen, Nadeln u. s. w. zu berühren, welche hier wie fast überall an der Wölbung hangen, lenken wir unsere bewundernde Aufmerksamkeit auf ein Gebilde, welches wie der natürlichste Vorhang an dem schräg ansteigenden Gewölbe herniederhängt. Hier bedarf es nicht der Hilfe der Phantasie, um die Ähnlichkeit zu entdecken. Man glaubt beim Scheine eines hinter das Gebilde gehaltenen Lichtes die Fäden der weißen Leinewand und am Rande sogar einen schmalen gestickten Besatz zu bemerken. Selbst die Falten würden bei einem wirklichen Vorhange nicht anders fallen wie hier. Er hat eine Länge von 1½ bis 5 *m* eine Breite von 32 Centimeter und ungefähr die Dicke eines Porzellantellers. Solcher Vorhänge giebt es mehrere in der Höhle. Dieser aber ist der größte und schönste.

Hierauf folgt wieder einer der schönsten Räume, die Orgelhalle. An der Seitenwand stehen in zwei über einander befindlichen Reihen und Gruppen von größern und kleinern Säulen, welche recht wohl mit den Pfeifen einer Kirchenorgel verglichen werden können. Selbst die Musik fehlt nicht. Fährt man nämlich mit einem Stäbchen über diese Pfeifen, so klingen sie in unterschiedlichen Tönen wie Stahlstäbe von verschiedener Länge und Stärke, welche frei auf einem Resonanzboden stehen. Aus einiger Ferne hinschauend, glaubt man eine kolossale Hand wahrzunehmen, welche gerade versteinerte, als sie im Begriffe war, in die Saiten einer Harfe zu greifen. Dann kommt die Laube, so genannt wegen ihrer Form. Sie hat außer zapfenförmigen und korallenähnlichen Gestaltungen keine besonders merkwürdigen Gebilde. In der folgenden Gletschergrotte wird der Boden etwas uneben und abschüssig. Jetzt

erhebt sich die Decke plötzlich bis zu einer ansehnlichen Höhe und nimmt förmlich die Gestalt eines Spitzbogengewölbes an. Dieser Raum heißt die Vorhalle oder der Dom. Rechts scheint durch die Ritzen einer Thür das Tageslicht herein. An dieser Stelle wurde die Höhle aufgefunden, weshalb der Ort Vorhalle getauft wurde.

Hier haben wir das Ende der Höhle erreicht. Wir lenken unsere Schritte wieder zurück, betrachten die schönsten Punkte noch einmal bei Magnesiumbeleuchtung, durch welche eine zauberhafte Wirkung hervorgebracht wird, und wollen mit der größten Befriedigung die Höhle verlassen, nachdem wir dem freundlichen Führer ein gutes Trinkgeld in die Hand gedrückt haben. Der Schalk aber ruft uns zurück und sagt lachend; „Zum Danke will ich Ihnen noch eine hübsche Kleinigkeit zeigen." Er führt uns nun zu einer vorhin kaum bemerkten Seitenspalte, wo wir vermittelst einer in den Felsen gehauenen Treppe von etwa 20 Stufen hinaufsteigen in die noch reichhaltigere zweite Abteilung der Höhle.

Hier findet unsere Phantasie die reichste Nahrung. Während wir drunten in der ersten Abteilung fast nur Eindrücke aus dem wirklichen Leben empfinden, glauben wir uns jetzt in eine fremde Welt der Märchen versetzt. Wir befinden uns gleichsam auf einer Emporbühne. Vor uns erhebt sich bis zur Leibeshöhe eine Art Brustwehr, die mit der Decke durch einen oder zwei Pfeiler von unregelmäßiger Dicke in Verbindung steht. Zwischen diesen Pfeilern hindurch blicken wir in eine ansehnliche halbkreisförmige Nische, deren unterer Teil mit Wasser angefüllt ist. Das Becken hat eine Tiefe von $1^1/_2$ *m* Dieser wunderliebliche Punkt heißt die Nixengrotte. Du fragst nach der Nixe? Siehe dort, rechts an dem sanft ansteigenden Ufer des kleinen Teiches, ruht da nicht eine weißgekleidete schlummernde Gestalt, deren Haupt durch einen darüber geworfenen Mantel verdeckt ist? Wir wenden den Blick und schauen tief hinunter in die düstere, zerklüftete Gruftgrotte, zu der uns eine zweite Treppe hinabführt. Längliche, am Boden liegende Gebilde, Steinsärgen ähnlich, machen den Eindruck, als befinde man sich in einem schauerlichen Totengewölbe, während die einmal erregte Einbildungskraft in Spalten und Nischen Erd- und Berggeister hervorzaubert, welche uns mit grinsenden Gesichtern anzuglotzen scheinen. Doch fürchten wir uns nicht; die Unholde sind gebannt. Derlei abenteuerliche Gestaltungen bemerken wir häufig; doch gehört eine günstige Beleuchtung und immer etwas Phantasie dazu, um an den grauen Massen Gesichter mit Nase, Augen, Mund und Ohren warzunehmen.

Schön wie ihre Namen sind die folgenden Teile, die Palmengrotte und die Alhambrahalle. Dort steht, wie von kunstreicher Hand gemeißelt, eine frei vom Boden bis zur Decke hinaufreichende regelmäßige, schlanke Säule, weiß wie parischer Marmor. Sie hat insofern Ähnlichkeit mit dem Stamme eines Palmbaumes, als, wie dieser, ihre Fläche überall kleine Unebenheiten zeigt, als seien es die Narben von abgefallenen Palmblättern. Hier schimmert

eine ganze Gruppe von Säulen, Kegeln und Doppelkegeln. Strahlt der prächtige Raum in bengalischem Lichte, so kommt es uns vor, als haben hier die unterirdischen Baumeister einen Feenpalast zu bauen begonnen, an dem noch die letzte ordnende Hand fehlt.

In der Krystallgrotte erblicken wir allerlei am Boden liegende, regelmäßig krystallisierte Körperchen, welche im Kerzenscheine wie Diamanten flimmern. Unserer Anschauungsweise getreu, sehen wir darin die verborgenen Schätze der unterirdischen Geister. Ein starkes Drahtgitter schützt sie vor der Zerstörung.

Was die Pyramidengrotte enthält, sagt ihr Name. Der darauf folgende Teil heißt die Kaiserhalle. Welchen Beziehungen er diesen pomphaften Namen verdankt, wird nicht angegeben. Vielleicht hat die in einer engen Seitennische stehende Reihe statuenähnlicher Gebilde den Anlaß dazu geboten.

Zuletzt sehen wir in die düstere Wolfsschlucht hinein. Diese trägt einen ganz verschiedenen Charakter von den übrigen Teilen der Höhle. An den Wänden und an der Decke glitzern keine Tropfsteingebilde; wohl aber liegen Massen von Felsentrümmern in wildem Gewirre durch und über einander. Es ist, als ob der Berggeist an dieser Stelle Widerstand in seiner stillen Wirksamkeit gefunden und in unbändiger Wut die Felsen zerrissen und die mächtigen Blöcke durch einander gewirbelt habe, um dann den Ort seiner Thätigkeit auf ewig zu verlassen. In jüngster Zeit wird die Höhle nicht mehr durch Kerzen, sondern durch Gas beleuchtet.

M. A.

Allerlei.

Baderegeln. Allen Badelustigen seien folgende Regeln zur Beherzigung empfohlen:

1. Lege den Weg zur Badeanstalt in mäßiger Schnelligkeit zurück. 2. Bei der Ankunft am Wasser beachte Strömung und Bodenverhältnisse. 3. Entkleide dich langsam, gehe dann aber sofort ins Wasser. 4. Springe mit dem Kopfe voran ins tiefe Wasser oder tauche wenigstens ganz schnell unter, wenn du das erste nicht kannst oder magst. 5. Bleibe nicht zu lange im Wasser, zumal wenn du nicht sehr kräftig bist. 6. Kleide dich nach dem Bade schnell wieder an.

Unterlaß das Baden: 1. Bei heftigen Gemütsbewegungen. 2. Nach Mahlzeiten und besonders 3. nach dem Genuß geistiger Getränke.

Auch ein „Ei des Columbus." Man soll ein rohes Ei mit der Spitze auf den Rand eines Glases stellen. — Um dies auszuführen, nimmt man ein wenig Salz, benetzt es mit Wasser, doch so, daß das Salz nicht aufgelöst wird, sondern einen Brei bildet, bringt diesen Brei auf die

Spitze des Eies und letzteres auf den Glasrand, der abgeschliffen sein muß. Der Brei befestigt das Ei auf dem Glase, indes darf das Ei nicht aus den Händen gelassen werden, bis Gleichgewicht herrscht.

Wer errät's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in No. 12.

I. **Wort-Rätsel.**

Ei! Ei. A:.

II. **Silbenrätsel.**

Sonnabend, Irene, **Mosel**, (die Silbe **sel** fehlte aus Versehen), **Sinai**, **Orgel**, **Noa** =
Simson — Delila.

III. **Rebusse.**

a) Z an w = **Zahnweh.** b) W an e = **Wanze.** c) H um L = **Hummel.**
d) Ein Tr 8 = **Eintracht,** br in Gt = **bringt,** M 8 = **Macht.** =
Eintracht bringt Macht.

Rätsel:

I. **Silbenrätsel.**

Aus den Silben:
ber, den, di, delf, e, gel—t, lei, lin, na, en. se, son
sollen Wörter gebildet werden, die bezeichnen: 1. Stadt in Deutschland, 2. berühmter Erfinder, 3. männl. Vorname, 4. Stadt in Holland, 5. Tier, 6. Teil des Körpers.
Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen einer deutschen Universitätsstadt.

Einges. von Bernh. Wesly und Julius Weil-Aachen.

II, **Zahlenrätsel.**

8	6	7	2	3	5	1			eine Stadt in der Rheinprovinz.
6	3	2	7	3	4	9			ein Berg bei Jerusalem.
2	10	3	5	3	7	10	4	9	eine Stadt in Hannover
5	10	3	4	5	7	3	4	9	eine Stadt in Bayern.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben eine Stadt in der Rheinprovinz.

Einges. von Ernst Löwenheim-Dransfeld.

III. **Wechselrätsel.**

Schreibst du's mit **g**,
So dient's zur Zier,
Schreibst du's mit **d**,
So nennt's ein Tier.

IV. **Reimrätsel.**

Aller guten Dinge sind —
Eine ovale Form hat das —
Sprechen lernt selbst der —
Wer keine Feder hat, greift zum —
Einen Bedienten nennt man —
Der Hirtenknabe bläst die —
Wer wäre da nicht gern —

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin N.O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.